

**Zeitschrift:** Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =  
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

**Herausgeber:** Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

**Band:** 50 (1962)

**Heft:** 8

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

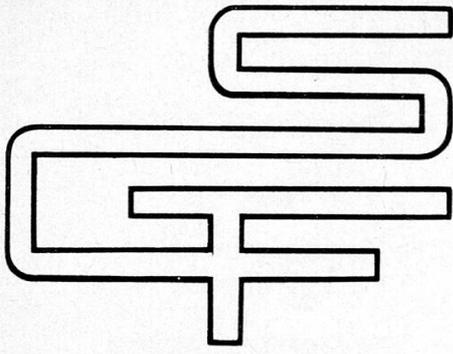
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

1090



# Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses



Auf einer Alp im Bergell

(Photopreß)

Bern, 20. August 1962 50. Jahrgang Nr. 8

## Der beste Schutz

gegen die Vitamin-  
und Nährsalzmängel

### PHAG- Vitamin-Nährhefe!

reich an Vitaminen und Nähr-  
salzen und außerordentlich  
wohlschmeckend!

Als Würze für Suppen, Risotto,  
Gemüse usw.

Erhältlich in guten Lebensmittelgeschäften



Fabrik für neuzeitliche Nahrungsmittel

Gland

## Sommertage, Sommernächte..

Traumhaft schön auf der neuen

**Kursaal-Gartenterrasse**

**KURSAAL**  
BERN

## Erholungsheim Sonnenhalde Waldstatt

Appenzell A.-Rh.

bietet Müttern mit oder ohne Kinder sowie  
Töchtern Erholung zu bescheidenen Preisen.  
Separates Kinderhaus. Zentralheizung, fließen-  
des Wasser. Von den schweiz. Krankenkassen  
anerkannt.

Geöffnet von Mitte März bis November

**Nähere Auskunft erteilt gerne die  
Heimleitung** Telephone (071) 52053

# HAUSHALTUNGSSCHULE ZÜRICH

des Gemeinnützigen Frauenvereins Zürich

### Halbjahreskurse

für interne und externe Schülerinnen befähigen zur Führung eines gepflegten  
Haushaltes. Eintrittsalter: 17 Jahre

**Beginn der nächsten Kurse:** 24. Oktober 1962 und Ende April 1963

### Jahreskurse

für interne und externe Schülerinnen. Gründliche und vielseitige hauswirt-  
schaftliche Ausbildung. Eintrittsalter: 18 Jahre

**Beginn der nächsten Kurse:** 23. Oktober 1962 oder Oktober 1963

### Hausbeamtinnenkurse

Eintrittsalter: 18 Jahre für 1. Kursjahr

**Beginn der nächsten Kurse:** Oktober 1962

### Kochkurse für gepflegte Küche

Dauer 6 Wochen (vormittags)

**Beginn der nächsten Kurse:** 2. Okt. 1962, 12. Nov. 1962, 14. Jan. 1963

**Prospekte und Auskunft durch die Schulleitung oder das Sekretariat  
Zeltweg 21a, Zürich 7/32, Tel. (051) 24 67 76**

Redaktion:

Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 734 09  
(Manuskripte an diese Adresse)

Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Hallwylstr. 40,  
Bern, Telefon (031) 279 69

Abonnemente, Inserate und Druck:  
Büchler + Co AG, Seftigenstraße 310,  
Wabern-Bern, Telefon (031) 54 11 11  
Postscheck III 286

Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.80;  
Nichtmitglieder Fr. 4.80

Die Zeitschrift erscheint monatlich. Nachdruck  
des Inhaltes unter Quellenangabe gestattet

Postscheck des Schweizerischen Gemeinnützigen  
Frauenvereins Va 174 Solothurn

Postscheck der Adoptivkinder-Versorgung  
VIII 24 270 Zürich

Aus dem Inhalt:

Miteinander für den Nächsten . . . . .	161
Erwachen (Gedicht) . . . . .	170
Jahresversammlung Bern, «Aus der Stunde der Sektionen»:	
Sektion Chur . . . . .	171
Sektion Hergiswil . . . . .	173
Sektion Liestal . . . . .	175
Die Vermehrung der Geranien . . . . .	177
Jahresbericht der Gartenbauschule für Töchter, Niederlenz . . . . .	178
Veska-Basar . . . . .	180

## Miteinander für den Nächsten

*Gedanken über die Zusammenarbeit zwischen öffentlicher und privater Fürsorge*

Vortrag an der Jahresversammlung des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins vom 15. Mai 1962

*Von Pfr. Klaus Schädelin,*

*Direktor der Sozialen Fürsorge der Stadt Bern*

Vor einigen Wochen geriet ich anlässlich einer Sammlung für ein privates Fürsorgewerk als Bittsteller in das Direktionsbüro eines Unternehmens und sah mich sofort recht gehässigen Bemerkungen und Fragen ausgesetzt. Der Direktor machte nämlich geltend, er und sein Verwaltungsrat würden fast täglich um Spenden – und zwar nicht eben kleine – angegangen. Es werde da unter Hinweis auf die dringende Notwendigkeit mit Bienenfleiß gesammelt für Blinde und Tuberkulöse, für Gelähmte und Geistesschwache, für Alte und Junge, für Heime und Anstalten, für Gefangene und Gefährdete, für notleidende Rückwanderer und verzweifelte Flüchtlinge, für unterentwickelte Völker und überseeische Missionen, für Krankenpflege und Gesundheitsdienst und so weiter. Eine unabsehbare Zahl von wohltätigen Institutionen bemühe sich offenbar um den immer kleiner werdenden Rest von Hilfsbedürftigen und belästige mit ihrer Sammeltätigkeit und unter Hinweis auf die besondere Dringlichkeit just ihrer Spezialinstitution alle Firmen und Industriebetriebe im Übermaß. Und weil nun in dieser Mission sogar ein Direktor der Sozialen Fürsorge persönlich auftrete, so möchte er ihm bei dieser Gelegenheit die Frage stellen, ob wir in der Schweiz nicht an einer Hypertrophie der Gemeinnützigkeit und an einer Kollision von öffentlicher und privater Fürsorge leiden; denn es sei doch immerhin festzustellen, daß die soziale Sicherung des Individuums durch Staat und Gemeinde von Jahr zu Jahr weiter ausgebaut werde. Das bekomme die Industrie denn auch durch die stets vermehrten gesetzlichen Abgaben zu spüren. Jetzt hätten wir ja zum Bei-

spiel die AHV mit ihren Zusatzhilfen. Aber wer da glaube, Vereine wie Pro Senectute würden sich nun erübrigen, der befinde sich gründlich im Irrtum. Wenn zu allen übrigen Sozialversicherungen noch eine schweizerische BMV, eine Buben- und Mädchenversicherung, käme, so hätte das wohl zur Folge, daß die Pro Juventute ihre Emsigkeit nur noch verdopple.

Also sprach der Herr Direktor, und es war ihm ernst mit seinen Argumenten, die er mit einem Unterton von Bitterkeit und Zynismus vorbrachte.

Ich konnte ihn begreifen; denn die sozialen Leistungen von Staat und Gemeinde bieten ja tatsächlich heute einen ganz anderen Schutz gegen die Wechselfälle des Lebens als etwa um die Jahrhundertwende. Aber ich frage den Herrn Direktor: Wünschen Sie sich wirklich jene Zeiten zurück? Wären Sie imstande, die Risiken und unsagbaren Härten früherer Zeiten zu ertragen? Denken Sie daran, wie noch zu Großvaters Zeiten die Verdingkinder in öffentlicher Gemeindeversammlung an den Höchstbietenden versteigert wurden? Lesen Sie die damals herrschenden Zustände bei Gotthelf nach, sei es im «Bauernspiegel» oder in «Leiden und Freuden eines Schulmeisters»! Und realisieren Sie dann, was alle die sozialen Werke, von denen Sie soeben sprachen, als wären sie lästige Wespen, im Laufe der Zeit an diesen Zuständen zu ändern vermochten. So haben Sie beispielsweise soeben die Pro Juventute in nicht eben freundlichem Sinne zitiert. Wie wäre es aber heute um Ihre Kinder bestellt, Herr Direktor, wenn nicht schon zu jener Zeit, als es noch keine Jugendämter gab, selbstlose Männer und Frauen in der Jugenderziehung und Jugendfürsorge andere Zustände geschaffen hätten!

Sie beklagen sich ja nun nicht nur über die nach Ihrem Dafürhalten zu vielseitige private Fürsorge, sondern vor allem über die *Doppelspurigkeit* von privaten und öffentlichen Werken. Da wollen wir Ihnen vorerst gerne einiges zugeben: Der Entwicklung, welche die Fürsorge der öffentlichen Hand in Europa nimmt, sehen nämlich auch wir nicht ganz ohne Sorge zu; man geht da vielenorts einem gefährlichen Zuviel entgegen. Früher half der Staat (und wenn ich Staat sage, so meine ich damit immer die Werke von Bund, Kantonen und Gemeinden) dem Einzelnen immer nur im äußersten Notfall; er half ihm nur eben gerade so weit, daß er vor dem Verhungern verschont blieb, und dafür mußte er erst noch ungezählte Demütigungen in Kauf nehmen, wie Verlust der Ehrenfähigkeit, der Freiheit, der heiligsten Persönlichkeitsrechte. Darum war die Sicherung der Existenz für jeden einzelnen noch zum weitaus größten Teil seine ureigenste Angelegenheit, und er hatte sämtliche Risiken bis hart an den Abgrund selbst zu tragen. Wenn ihm das Leben übel mitspielte, so trafen ihn die Schicksalsschläge ohne jeden Schutz, wenn er nicht zufällig in der Familie noch Geborgenheit fand.

*Später setzte dann eine immer rascher fortschreitende Entwicklung zum Schutze des Individuums ein.*

Einerseits wurde die öffentliche Fürsorge differenzierter und humaner, andererseits begann der Staat den Bürger wirksam von den bisherigen Risiken zu entlasten. Er tat das teils in beratender Funktion durch Schaffung von Gesamtarbeitsverträgen, von Pensionskassen, von Gesetzesbestimmungen über Kranken- und Unfallversicherung und zuletzt durch die großen Werke der Alters- und Hinter-

bliebenen- und der Invalidenversicherung. Wie unter dem Seiltänzer ein Garnnetz, so spannte sich unter dem Bürger langsam ein Sicherungsnetz, durch dessen Maschen er zwar noch fallen konnte, das aber doch von Jahr zu Jahr feiner ausgesponnen wurde, so daß er nun ohne Furcht vor dem Abgrund weiterschreiten kann und weich und weicher fällt, wenn er doch noch auf dem Lebensseil straucheln sollte.

Das wäre alles gut und recht – sofern man nicht mit dem geistigen Versagen des Menschen zu rechnen hätte. Wenn das Netz nämlich weich federt und vor allen Gefahren Schutz bietet, wer wollte sich dann noch auf dem schmalen Seil der Eigenverantwortung abplagen? Warum sich dann nicht lieber auf das weiche Netz verlassen? Das ist die Schlußfolgerung, die der Bürger im vollen Wohlfahrtsstaat zu ziehen in Versuchung kommt. Wenn die Maschen der Alters-, Invaliden-, Unfall-, Kranken-, Witwen-, Waisen-, Arbeitslosigkeits-, Kinder-, Notstands-, Mutterschafts- und Rentenversicherungen zu lückenlos werden, so erzieht sich der Staat Bürger, welche nicht mehr für sich selber verantwortlich, sondern bloß noch verantwortungslose Profiteure sind. Damit hat ein Volk begonnen, sich selber zu lähmen und zu zerstören. Es ist deshalb wohl ein Zeichen staatspolitischer Weisheit, daß in unserer Eidgenossenschaft die AHV nicht als volle Risikodeckung, nicht als genügende Altersversorgung eingeführt wurde, auch wenn dies unvermeidlicherweise in vielen Fällen – vor allem für Witwen – eine große Härte bedeutet.

*Man pflegt zu sagen, daß die Schweiz auf sozialem Gebiete hinter den anderen Staaten nachbinke.*

Sosehr ich für eine Verbesserung unserer Sozialinstitutionen eintrete, meine ich, es zeuge für die *Klugheit unserer Behörden* und unserer Stimmbürger, daß wir es nicht so weit getrieben haben wie gewisse Staaten im Norden unseres Kontinentes.

Wenn wir also die Grenzen einer gesunden Entwicklung nicht überschreiten wollen, so muß unser staatliches und privatwirtschaftliches Sicherungsnetz noch Maschen haben, durch die zu fallen möglich ist, so daß wir als Tänzer auf dem Seil des Lebens veranlaßt werden, bei jedem Schritt aufzupassen, wohin wir unsern Fuß setzen. Jedenfalls möchte ich dem Direktor, der unsere privaten Fürsorgeinstitutionen so überflüssig findet, nicht raten, seine verantwortungsvolle Arbeit aufzugeben, um fortan von der stadtbernischen Notstandsbeihilfe oder Armenfürsorge zu leben. Er würde nämlich sehr schnell innewerden, daß es für sein Wohlbefinden und sein seelisches Gleichgewicht immer noch viel besser und auch leichter ist, in seinem Büro schwere Arbeit zu leisten und sich dabei ab und zu von Sammlern für gemeinnützige Zwecke behelligen zu lassen.

Weil wir jetzt und in Zukunft ganz bewußt gewisse Lücken im Sicherungsnetz lassen wollen, so *kann* unser Land ohne den Einsatz privater Werke gar nicht auskommen. Denn es gibt auch bei uns noch viele Menschen, die verschuldet oder unverschuldet ins Wanken kommen und fallen – und ein Teil davon fällt dann eben durch die Maschen, was für jeden von ihnen ein schweres Los bedeutet.

*Auf mannigfache Weise kann die Hilfsbedürftigkeit entstehen, und es gibt Ungezählte, die der Hand eines Mitmenschen bedürfen.*

Vielleicht merkt und sieht das unser Direktor gar nicht; denn wenn er durch unsere Straßen geht, kann er kaum irgendwo augenfällige Not feststellen. Tragische

Einzelschicksale fallen bei uns nicht auf. Aber, Herr Direktor, wissen Sie, wem Sie es zu verdanken haben, daß Sie jeden Tag zur Arbeit gehen können, ohne beständig auf Elend zu stoßen? Gewiß zu einem Teil der öffentlichen Fürsorge, aber nicht minder auch den von Ihnen aufgezählten und angeprangerten privaten Sozialwerken. Wenn Sie meinen, diese Art der Gemeinnützigkeit sei heutzutage überflüssig, so stellen Sie sich einmal auch nur für kurze Zeit unser soziales Leben ohne private Fürsorgetätigkeit vor. Wissen Sie, was geschehen würde, Herr Direktor? Es kämen in Ihr Büro zwar keine Sammlerinnen mehr, dafür aber würde die Not selber ihre Räume stürmen, und nach kurzen Tagen wären Sie so weit, einen Rundbrief an all die gescholtenen Vereine zu erlassen mit dem Wortlaut: «Ich halte es nicht mehr aus, es ist selbst in meinem Betrieb gräßlich geworden. Bitte nehmen Sie Ihre Arbeit wieder auf, bringen Sie mir Ihre Einzahlungsscheine und Sammelbüchsen!»

So würde unser Direktor wohl sprechen, und wir können ja die Probe aufs Exempel mit einer einzigen solchen Fürsorgeinstitution machen. Nehmen wir den Gemeinnützigen Frauenverein: Wenn er heute beschlösse, sich aufzulösen, dann wären von Stund an in unserer Stadt Hunderte von Kranken ohne Pflege, Hunderte von alten, gebrechlichen Menschen ohne jede Hilfe oder ohne Obdach (um hier nur einige Zweige seiner Tätigkeit zu nennen), und ich müßte dem Gemeinderat beantragen, über unsere Stadt den Notstand zu proklamieren.

So steht das also. Man kann sich nun zwar in guten Treuen fragen, ob es dieses Nebeneinander der öffentlichen und der privaten Fürsorge tatsächlich geben müsse; ob es nicht viel einfacher wäre, wenn die privaten Werke sich unter die Leitung der Gemeindefürsorge begeben würden. Wieviel einfacher würde dadurch alles, wieviel übersichtlicher! Wieviel konzentrierter ließe sich die Fürsorgearbeit organisieren! Aber lassen wir das Aufzählen dieser Vorteile. Es mögen ihrer noch so viele sein, ich werde immer meine Überzeugung vertreten: *Gott bewahre uns vor einer solchen Eingleisigkeit!*

Mindestens fünf Gründe nämlich, die nicht aus der Welt zu schaffen sind, sprechen dafür, daß eine Fürsorge, solange es eine solche braucht, sich immer in eine öffentliche und eine private gliedern *muß*. Nennen wir diese Gründe:

1. Jede der beiden Fürsorgearten verfügt über spezielle Möglichkeiten, die der anderen nicht ohne weiteres zugänglich sind. Die öffentliche ist eine gesetzliche Fürsorge; ihr sind unkündbare Verpflichtungen auferlegt, aber sie verfügt auch über besondere Rechtsmittel. Nehmen wir ein Beispiel: Ein abgerissener, vielfach vorbestrafter, liederlicher Mensch betritt unsere Amtsräume und erbringt den Nachweis, daß er fürsorgebedürftig ist. So abgefemt und verlogen er auch sein mag, so selbstverschuldet er in Not geraten ist, wir dürfen ihn nicht einfach abweisen, sondern sind im Gegenteil verpflichtet, uns des Mannes anzunehmen, während die private Fürsorge durchaus frei wäre, sich von einem solchen Individuum zu distanzieren. Wir werden also versuchen, ihm zu helfen. Dies wird aber vermutlich auf andere Weise geschehen, als er sich vorgestellt hat. Denn abgesehen davon, daß wir vorerst für das Nötigste zu sorgen haben, werden wir, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, von den gesetzlichen Möglichkeiten Gebrauch machen. In erster Linie ist der Unterstützte auskunftspflichtig, er muß seine Karten aufdecken. Zweitens: Auch wenn die Fürsorge selber keine Zwangsmaßnahmen ergreifen darf, so wird

sie sich doch eher zur Antragstellung für besondere Maßnahmen entschließen müssen als die Privatfürsorge. Sei es zum Beispiel im beschriebenen Fall, daß ihn der Polizeiinspektor erst einmal in Arrest versetzt, sei es, daß ein Arbeitshausantrag ergeht oder daß vormundschaftliche Maßnahmen eingeleitet werden. Wir verfügen also in der öffentlichen Fürsorge über Mittel, die der privaten versagt sind. Aber damit zeigen sich auch schon die uns gesteckten Grenzen:

*Die öffentliche Fürsorge entbehrt der Freiwilligkeit.*

Wir mögen noch so zartfühlend und menschlich vorgehen: Schon deshalb, weil der Hilfsbedürftige zu uns kommen *muß* und weil wir nicht darum herumkommen, zum Zwecke der Abklärung ein Stück weit in die private Sphäre des Betreuten einzudringen, begegnet er uns mit Zurückhaltung, ja oft sogar mit Mißtrauen oder Ablehnung. Und da er sich unserer Kontrolle von einem gewissen Augenblick an nicht mehr entziehen kann, fühlt sich der Betreute irgendwie eingeengt. Wir sind ja auch gehalten, Akten anzulegen und weiterzuführen; dadurch wird unser Handeln zwangsläufig fixiert. Der Betreute hat ein Dossier: Wir kennen seine Vergangenheit, und es fällt uns schwer, diesem Menschen in einer neuen Situation unvoreingenommen zu begegnen; wenn er *einmal* zu uns gekommen ist, so wird er wohl oder übel nach seiner Vorgeschichte beurteilt. So ist es uns vor allem nicht gegeben, so zu handeln, wie uns unser Herz befiehlt. Wir betreiben zwar nach Möglichkeit Individualfürsorge, doch haben alle Mitbetreuten dem Einzelnen gegenüber Anspruch auf eine gewisse Rechtsgleichheit. Unser Tun *muß* daher nivellierter sein als das der privaten Fürsorgeinstitutionen.

*Ganz anders ist die Situation bei der privaten Fürsorge.*

Hier herrscht noch eine wohltuende Freiheit, nicht nur für die Betreuer, sondern auch für die Betreuten. Wenn die Schutzbefohlenen der Fürsorge überdrüssig sind, so können sie sich ihr jederzeit entziehen. Alles ist freie Vereinbarung, und alles ist vom Hilfesuchenden selbst gewünschter und gewählter Kontakt; deshalb vertraut er sich auch viel leichter an. Einem Seelsorger kann man unter Umständen sehr viel bekennen, einem Beamten gegenüber wird man dagegen so zurückhaltend als möglich sein. So findet die private Fürsorge Kontakte, die der öffentlichen versagt bleiben müssen. Ich weiß das aus Erfahrung, denn als Pfarrer führte ich mein eigenes privates Fürsorgewerk. Wie anders war das damals! Aber war es besser? Ich darf das nicht behaupten; es war einfach eine *andere Funktion*. Ich konnte es mir leisten, kirchliche Wege zu gehen, weil es eine öffentliche Fürsorge gab, und heute darf ich nur deshalb einigermaßen ruhig ein Gemeindefürsorgewerk leiten, weil ich weiß: Es gibt dann noch andere Werke, die dort einsetzen, wo wir zum Versagen verurteilt sind.

2. Das zweite Argument ergibt sich aus dem ersten: Jede der beiden Fürsorgearten ist auch belastet mit besonderen ihr zugeordneten Hypotheken, welche der anderen Fürsorgeart glücklicherweise fehlen. Die öffentliche Fürsorge jedenfalls ist ganz besonders belastet, und zwar vor allem durch den Schatten der eigenen Vergangenheit. Die öffentliche Fürsorge ist ja ein noch junger Verwaltungszweig, der noch jetzt an den Folgen seiner Kinderkrankheiten leidet: Wieviel Rücksichtslosigkeit, Brutalität, Engherzigkeit und Unbeteiligtsein, wieviel Bürokratie und Gleichmacherei trägt man uns doch von früher her nach! Die «Soziale Fürsorge» bedeutet

noch heute das Schreckgespenst, den Bölimann, für ungezählte Zeitgenossen. «Lieber tot sein als auf die „Soziale“» ist ein Ausspruch, den man noch heute zu hören bekommt. Einen schlechten Namen hat man sich schnell gemacht, ihn nachträglich zu verbessern, hält schwer; diese Erfahrung macht auch unsere öffentliche Fürsorge, und das macht uns die Arbeit schwer. Und wir müssen zugeben, daß gewisse Vorbehalte, die in diesem Sinne gegen uns erhoben werden, auch heute nicht ganz unberechtigt sind. – Es bestehen aber für uns noch andere Hypotheken, zum Beispiel daß wir eben nicht helfen können, ohne in jedem Einzelfall eine sorgfältige Abklärung vorzunehmen; daß in der von uns gewährten Hilfe auch Strenge eingeschlossen sein muß (da wir uns ja nicht betrügen lassen dürfen); daß wir unterstützungspflichtige Verwandte heranziehen müssen und daß der Unterstützte immer noch *rückerstattungspflichtig* ist, sofern er später wieder in wesentlich bessere Verhältnisse kommt. Belastend wirkt sich ferner aus, daß wir in schwierigen Fällen, wo alles andere nichts nützt, zu *Zwangmaßnahmen* greifen müssen. Und schlußendlich ist nicht zu vergessen, daß wir schon deshalb, weil wir halt eben ein Verwaltungszweig und ein Beamtenapparat sind, nicht eine populäre Institution sein können.

Ganz anderer Art sind die Hypotheken der *privaten Fürsorge*. Die Bibel braucht oft das schöne Wort: *Almosen*. Unter dem Eindruck der früher geübten privaten Fürsorgepraxis versteht man jedoch heute unter Almosen das allzu gnädige, das hochmögende, im Tiefsten verletzende und ungeschickte Geben und Helfen. Durch dieses Wort also ist die private Gemeinnützigkeit noch heute belastet. Aber sie hat noch andere Hypotheken, die ihre Wirksamkeit behindern: Weil ihr nicht die Gewalt gegeben ist, durchzugreifen, wo dies nötig wäre, da sie ja mit dem Betreuten in einem sehr lockeren Verhältnis steht; weil ihre Mittel immer wieder beschränkt sind; weil nicht beliebig viele Hilfskräfte zur Verfügung stehen; weil man in allen Dingen auf den guten Willen des anderen angewiesen ist; weil eine fruchtbare Arbeit oft gehemmt wird durch die umständliche Arbeitsweise von Vorständen und Kommissionen. Aus allen diesen Gründen bekommt die private Fürsorge – von außen betrachtet – auch heute gelegentlich noch den Anstrich einer *halbbatzigen Hilfe* und manchmal sogar einer hochmögenden Almosengeberei. Und im letzten kann sie ja nicht mehr sein als ein Stückwerk und ein Flickwerk.

3. Das nächste Argument ist zwar ein gewichtiges, aber allzu bekannt, als daß wir uns zu lange dabei aufhalten müssen. Was die öffentliche Hand – und also auch die Fürsorge – tut und organisiert, ist immer ein wenig schwerfällig, kompliziert, verklausuliert und teuer. Wir wären beispielsweise in Bern nie in der Lage, mit demselben kleinen Aufwand ein so großes Werk aufzuziehen wie etwa die Hauspflege oder die Haushilfe für Betagte und Gebrechliche. Diese Werke hätten weder einen solchen Elan noch eine solche Beweglichkeit, wenn sie von Staates wegen geführt werden müßten. Die Gründe hiefür zu nennen hält nicht schwer:

*Jede Verwaltung ist normiert und kann deshalb nie über ihren Schatten springen.*

Arbeitszeiten, Löhne, Funktionen, Arbeitsabläufe sind fixiert und durch Regulative geordnet. Nicht daß ich etwa schlechten Löhnen und Arbeitsbedingungen das Wort reden möchte; ich spreche hier nur von Normung und Fixierung, die das freie Spiel der Kräfte und vor allem auch das Improvisationsvermögen einengen. Und

schließlich kommt noch dazu, daß bei uns alles durch Beamte verrichtet wird. Damit soll gar nichts gegen die Beamten gesagt sein – hätte ich in dieser Beziehung früher ein Vorurteil gehabt, so hätten mich die Erfahrungen in meiner Direktion eines Besseren belehrt; denn ich habe Mitarbeiter, die in ihrer Aufgabe völlig aufgehen und viel mehr leisten, als ihr Amt von ihnen verlangt. Aber eben, als Beamte sind wir alle im *Schraubstock*. Es wird uns schwer, uns den Blick nicht durch berufliche Erfahrung einengen zu lassen. Jeder von uns hat mit der «Déformation professionnelle» zu kämpfen; denn jeder von uns wird mit der Zeit durch seinen Arbeitsbereich geprägt und geformt. Darum wird man von uns die Initialzündung zu neuer Erkenntnis oder neuer Praxis nicht ohne weiteres erwarten dürfen. – In der *privaten Fürsorge* indessen regen sich immer wieder *neue Kräfte*, die aus einem ganz anderen Lebensbereich kommen. Und die bringen Unvoreingenommenheit mit sich; sie denken und handeln nicht in vorbestehenden Geleisen, sondern sind zu neuen Versuchen bereit. Das ist ihre große Stärke, die sie dem berufsmäßigen Fürsorger voraus haben.

4. So kommen wir denn von hier aus zum vierten und gewichtigsten Argument für das Miteinander von privater und öffentlicher Fürsorge. Was wir in der Gemeinde für den Mitmenschen tun, das soll zwar ein *lebenslängliches Dienen* sein; das ist die Größe und Herrlichkeit unseres Berufes. Der notleidende Nächste ist unsere Lebensaufgabe. Wohl uns Beamten, wenn wir uns nie vom Nächsten weg zu seinem Dossier verirren! Wehe uns, wenn wir nur noch Fälle behandeln und nicht mehr mitfühlende Diener am Nächsten sind! Ich hoffe, nein ich bin gewiß, daß den Beamten der öffentlichen Fürsorge wirklich der Nächste und nicht bloß die Amtshandlung vor Augen stehe. Trotz alledem müssen wir zugeben, daß uns dieser Dienst kein zusätzliches Opfer bedeutet; denn wir handeln ja aus beruflicher Pflicht; die Fürsorge ist unser *normaler Broterwerb*, wenn auch ein belastender. Es geht unserer Arbeit das Spontane ab. Sie aber, sofern Sie nicht in einer hauptamtlichen Funktion dabei sind, Sie haben ohne jede Verpflichtung, freiwillig und zusätzlich zur täglichen Arbeit Ihre Kräfte dem Gemeinnützigen Frauenverein zur Verfügung gestellt. Jede von Ihnen hat eine Lebensaufgabe. Aber offenbar gehören Sie zu denen, die erkannt haben, was dienen heißt.

Werte Anwesende, an diesem Punkt muß ich mich an Sie alle ganz persönlich wenden und Ihnen gestehen, daß mir nämlich *der Gemeinnützige Frauenverein wie ein großes Wunder erscheint*. Ich weiß, daß Sie zu den ganz großen und gewichtigen Sozialinstitutionen unseres Landes gehören. Ich selber bin mit meiner Direktion Nutznießer der Leistungen einer Ihrer Sektionen. Und ich habe Ihnen allen hier aus vollem Herzen für Ihre Tätigkeit zu danken. Ich kann zwar nur von den Berner Verhältnissen reden, doch da kann ich bezeugen, daß das Wirken des Gemeinnützigen Frauenvereins für die Bevölkerung unserer Stadt mehr als nur eine Wohltat bedeutet. Ich vermute, daß Ihnen allen gar nicht richtig bewußt ist, welche bedeutende Rolle den gemeinnützigen Frauenvereinen innerhalb der Gemeinde zukommt. Sie brauchen Ihr Wirken jedenfalls nicht zu unterschätzen. Mir erscheint es wie ein Wunder, und ich will Ihnen erklären, warum:

Die Schweiz liegt augenblicklich im Fieber. Viele meinen, das sei eine leichte und vorübergehende Erkrankung. Aber meine Befürchtungen gehen weiter. Es herrscht in unserem Lande zwar Ruhe, aber es ist eine fast unheimliche Ruhe. Den Schwei-

zern geht es gut, sie verdienen immer besser, und je mehr sie verdienen, desto mehr möchten sie verdienen. Und unsere Einmütigkeit besteht darin, daß wir alle unsere Interessen mehr und mehr und heute fast ausschließlich auf die Güter dieser Welt konzentrieren. Wir kaufen und kaufen, wir begehren und begehren; wir suchen nach ergiebigen Pöstchen, wir versuchen Geschäftchen – und wenn möglich das Geschäft des Lebens zu machen. Ware gilt uns alles und Geist nichts; so machen wir sogar noch den Schweizer Boden zur Ware und zu Geld. Und in diesem Zuge erlernen wir das Raffen und verlernen – das Dienen. Wir haben keinen Sinn mehr dafür, daß die Letzten unter Umständen die Ersten sein könnten, und weil die dienenden Berufe materiell die unergiebigsten sind, streben wir von ihnen weg. Die wertvollsten Berufe, die inhaltreichsten Tätigkeiten überlassen wir andern, den sogenannten Gastarbeitern, um uns auf dem Weg zum *modernen Herrenvolk* weiterzuentwickeln. Aber im Maße, wie wir das Dienen verlernen, verliert sich der Nächste aus unserem Blickfeld, und doch hat just der hilfsbedürftige Nächste für ein Volk große Bedeutung. Nehmt uns die Kranken, Gebrechlichen und Schwachen fort, nehmt die weg, die auf andere angewiesen sind (Hitler hat dies durch grauenhafte Ausmerzaktionen versucht); nehmt die weg, welche meinen, sie seien für nichts mehr auf der Welt: Ohne sie würde ein Volk grausam und arm. Wir danken Gott, daß es noch Menschen gibt, die uns brauchen. Doch das hat die Konjunktur uns leider gebracht: Wir sehen nur noch uns selber, unsere Interessen, unsere Gelüste, unseren Komfort, unser Fortkommen, unser Wohlergehen, und wir verlieren einander aus den Augen. Im Maß aber, in dem der Mensch nur noch sich selber sieht, in dem Maß bringt er sich selber in Gefahr.

So beginnt sich denn unsere Konjunktur zu neigen. Das Fieber steigt. Und eine neue, überaus eigenartige, aber sehr beängstigende Krise ist im Anzug: die Krise des *Erstickungstodes im Reichtum*. Eben in diesen Monaten wird es erstmals spürbar, daß wir es mit einer Krise zu tun haben, denn schon ist *unser Schweizervolk fast nicht mehr in der Lage, den Hilfsbedürftigen Handreichung zu tun*. Nun beginnen die Schweizer zum erstenmal die Desolidarisierung, den Verlust der Mitverantwortung zu spüren. Mit dem Schwesternmangel in den Spitälern hat es angefangen, und nun vernimmt man, daß bald im einen und bald im andern Spital einzelne Abteilungen wegen Personalmangels geschlossen werden müssen. Sogar den Hilflosesten von allen droht der Verlust ihrer Obhut; es ist schon so weit, daß Pflegeheime für Chronischkranke befürchten müssen, wegen Mangels an Personal zur Liquidierung des Betriebes gezwungen zu sein. Auch Sie spüren es in Ihrem Wirkungskreis. Die Hauspflege zum Beispiel sollte dringend erweitert werden; aber wo finden sich Pflegerinnen? Die Haushilfe für Betagte und Gebrechliche weiß den Anfragen nicht mehr zu genügen. Neue Altersheime sind beschlossen und geplant, die Grundstücke sind angekauft, die Finanzierung gesichert. Aber wer wird die Heime betreiben?

So können wir denn über den Dienst am Nächsten nicht mehr ohne Bangigkeit reden; unsere Gesellschaft ist gefährdet. Die Personalfragen sind ja nur äußere Zeichen für eine innere Krise: *Der Mensch hat sich vom Dienst am Menschen distanziiert*. Solche Fahnenflucht hat noch immer die allerschwersten und nachhaltigsten Folgen gezeitigt.

Darum, verehrte Anwesende, müssen Sie es sich gefallen lassen, daß ich Ihre

Werke mit all den andern Werken der privaten Fürsorge zusammen als eigentliches *Wunder* und als ein tröstliches Zeichen in einer dunklen Zeit betrachte. Wenn nur unser zu Beginn zitierter Direktor hier sitzen könnte; er müßte sich sagen lassen, daß die Existenz Ihrer Institutionen heute wahrscheinlich wichtiger ist als sein ganzer Konzern. Wenn es nicht doch einige gäbe, die auch heute noch dienen – und also unter anderem auch sammeln können, dann würden die Fabrikschlote des Herrn Direktor über kurz oder lang zu rauchen aufhören. In unserem Land sind Sie jetzt auf wichtigem Posten. Auf Sie kommt es in besonderer Weise an, deshalb nämlich, weil nicht viele auf diesem Posten stehen. Ich habe bisher ja nur der Tätigkeit einiger Zweige Ihres großen Vereins gedacht. Es würde schwerfallen, in einem einzigen Atemzug die mannigfaltigen Tätigkeiten und Institutionen Ihrer Sektionen aufzuzählen; von vielen weiß ich so gut wie nichts. Ich ahne nur, daß es für viele unter Ihnen nicht leicht ist, bei der Stange zu bleiben. Wer als Pflegerin, Helferin, Leiterin in einem größeren oder auch nur einem ganz geringen Dienst steht, hat viele schwere persönliche Probleme zu bewältigen. Aber wenn es Ihnen einmal zuviel werden oder verleiden sollte, so kann ich Ihnen nur sagen: «Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.» So hat der Herr der Welt gesprochen. Denken Sie daran, daß es keinen höheren, größeren und verheißungsvolleren Beruf gibt als den schweren, aufreibenden Dienst am Nächsten.

Ich bitte Sie deshalb, nicht nur zu dienen, sondern für diese Ihre Sache zu missionieren. *Wir müssen in der Schweiz neue Kräfte gewinnen.* Die öffentliche Verwaltung kann nicht zur Werbung für freiwillige Kräfte herangezogen werden. Solange es in der Schweiz solche Institutionen wie Ihre Vereine gibt, haben wir noch einige Strahlungsstellen, von denen aus immer wieder Menschen angesprochen und hingelenkt werden zu guten Lebensaufgaben. Das ist ein Hauptargument für die Notwendigkeit der privaten Fürsorge.

5. Und nun kommt noch der fünfte und letzte Grund, weshalb es beide Arten der Fürsorge geben muß: Wollte man alle Fürsorge in der öffentlichen zusammenfassen, so würde diese eine, zentralisierte Fürsorgetätigkeit je länger, desto eigenständiger und desto eigenmächtiger. Es ist aber nötig, daß der öffentlichen Fürsorge immer jemand zum Fenster hereinschaut. In dieser Beziehung gibt es zwar auch so schon einige Sicherungen: Die Hilfesuchenden selber haben ja ihre Stimme und ihr Beschwerderecht. Aufsichtsinstanzen sind von Gesetzes wegen geschaffen. Allein, die ersteren sind meist die Schwächeren, und Aufsichtsbehörden können nicht alles sehen. Ich habe es immer als wohltuend empfunden, daß wir unter dem wachsamen Auge der privaten Fürsorge arbeiten dürfen. Man hat uns von dieser Seite her mit erstaunlicher Objektivität und auch mit Zutrauen gerecht zu werden versucht. Aber Sie, die in der privaten Fürsorge arbeiten, kennen uns besser als andere, weil Sie mit derselben Not zu tun haben. Durch die Zusammenarbeit mit Ihnen waren wir immer in wohltuender Weise einer aufbauenden Kritik ausgesetzt. Von Ihnen haben wir auch in einem fort Anregung über Anregung empfangen. Auf Ihrer Seite wird es sich vielleicht ähnlich verhalten. Ich habe an dieser Stelle mit Nachdruck zu danken für die große und sich immer wieder erneuernde *Bereitschaft zur Zusammenarbeit*, und ich bin froh, wenn sie sich in Zukunft noch verstärkt. Wir jedenfalls sind dazu bereit, befiehlt uns doch schon das neue bernische Fürsorgegesetz zur engsten Zu-

sammenarbeit mit den Werken der privaten Fürsorge. Allerdings – auch hier gibt es Grenzen: Unsere Kompetenzen dürfen sich nirgends überschneiden. Nie darf die private Fürsorge von der Befürchtung bedrängt werden, staatliche Institutionen möchten sie verschlucken. Und nie darf der Hilfesuchende zur Vermutung Anlaß bekommen, wir steckten unter der gleichen Decke, und darum sei es Hans was Heiri, ob man zu Pro Juventute oder ins Jugendamt gehe. Jeder Zweig soll seine Eigenart behalten und dabei froh sein, daß es den andern auch gibt.

Daß der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein wachse und gedeihe, das ist nicht nur mein Wunsch. Hinter mir stehen dankend so viele alte und junge Menschen, die darauf angewiesen sind, daß es ihn gibt.

## Erwachen



Nacht, ich fühle,  
 Wie aus deinen dunklen Falten  
 Mild der Morgen schwebt.  
 Scheu entflohn die Traumgestalten,  
 Wo das Leid gebebt,  
 Denn die Dämmerung trägt Gebet  
 Und Glockenlieder  
 Hoch ins Himmelsblau,  
 Und die Sterne glänzen wieder  
 In den Morgentau.  
 Liebe atmet,  
 Legt auf jedes Hauses Schwelle  
 Unsichtbar ein Glück.  
 Was versank in Traumeswelle,  
 Kehrt getreu zurück.  
 Und ich fühle,  
 Wie das Glimmern neuer Gluten  
 Jubelnd sich entfacht  
 Und der Liebe warmes Fluten  
 Mir entgegenlacht.

Gedicht von *Brigitta Z'graggen*, die während vieler Jahre das «Zentralblatt» mit ihren Gaben beschenkte.

Das Erwachen einer Hallers-Anemone (Photo Giger, Adelboden)

## Mitteilungen der Sektionen

*Sektion Bern.* Mittwoch, 5. September 1962, *Ausflug nach Greyerz.* Schloßbesichtigung; Tee im Hotel de Ville. Abfahrt mit Autocar Transitpost um 13.45 Uhr (Fahrpreis Fr. 9.80). Bei zweifelhafter Witterung gibt ab 10 Uhr Telefon Nr. 11 Auskunft. Schriftliche Anmeldung bis Montag, 3. September, an Frau M. Dällenbach, Sagerstraße 6. Auf recht zahlreiche Beteiligung hofft

*Der Vorstand*

# Jahresversammlung Bern, «Aus der Stunde der Sektionen»

## Bericht der Sektion Chur

*erstattet von der Präsidentin, Frau Weber-Zimmerlin*

Mit 23 Mitgliedern wurde im Jahre 1898 die Sektion Chur des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins gegründet, heute zählt sie deren etwa 280. Anfangs war die Sektion paritätisch; bald aber trennten sich die Katholikinnen, um einen eigenen Verein zu gründen. Es erstanden außerdem noch andere Frauenvereine mit ähnlichen sozialen Bestrebungen. Alle Vereine haben durch die vor 23 Jahren gegründete Frauenzentrale Kontakt und erfüllen auch oft gemeinsam größere Aufgaben, die meist von der Frauenzentrale gestellt werden. Der Gemeinnützige Frauenverein ist stets durch ein Mitglied im Arbeitsausschuß der Frauenzentrale vertreten.

Ich will Ihnen keine lange Geschichte über längst Vergangenes erzählen, das Sie auch kaum mehr interessieren würde, muß aber doch etwas zurückgreifen. Unser Verein hat einige Gemeinnützige Werke gegründet, die zum Teil heute noch existieren, wenn auch vielleicht in etwas anderer Form.

*Casanna:* Im Jahre 1899 wurde ein Frauen- und Töchterheim nebst anschließendem Stellenvermittlungsbüro eröffnet. Der Zuspruch zum Heim wuchs von Jahr zu Jahr, und dieses mußte dringend erweitert werden. 1927 war es dank großzügigem Beistand einiger Vereinsmitglieder möglich, ein eigenes Haus zu erwerben, die heutige Casanna. Der Name soll an die Gönnerin, Fräulein Anna von Planta sel., erinnern. Die Casanna beherbergt heute 30 Pensionärinnen, zur Hauptsache sind es auswärtige Schülerinnen der höhern Schulen und Töchter, die in Geschäften arbeiten. Dazu kommen noch die vielen Kostgängerinnen, die dort ihre Mahlzeiten einnehmen. Es werden oft täglich bis 70 Mittagessen und ebenso viele Abendessen serviert. Das Haus ist sehr gut geführt, wurde stets wieder modernisiert (alle Zimmer haben fließendes Wasser), bietet den jungen Mädchen ein gemütliches, sonniges Heim und erfüllt einen kaum wegzudenkenden Zweck. Das Stellenbüro ist im Zeitalter des Dienstbotenmangels schon längst eingegangen.

*Kinderkrippe:* Unser zweitältestes Kind ist die Kinderkrippe, die 1912 eröffnet wurde. Es brauchte manchen Vorstoß unsererseits, um den Stadtvätern plausibel zu machen, daß das alte, baufällige Haus den heutigen Ansprüchen in keiner Weise mehr genüge. Schließlich stellte uns die Stadt doch Land und einen schönen, zweckmäßigen Neubau zinslos zur Verfügung. Wir, das heißt zwei Damen des Krippenkomitees, durften als Mitglieder der Baukommission unsere Anregungen und Wünsche äußern. 1955 konnte das schöne, geräumige Krippenhaus von unseren Zöglingen bezogen werden. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, wie wohl und glücklich sich unsere Kinder und auch das Personal in dem schönen, sonnigen Heim und Garten fühlten. Die Mittel zur Innenausstattung des Hauses — es fehlte dazu gar manches — brachten wir mit einem Verkauf von Bausteinen aus Schokolade und durch einen großen Basar auf, an denen beiden sich in freundlicher Weise auch die übrigen Frauenvereine tüchtig beteiligten. Die Krippe hat sich nun vom Frauenverein gelöst und wurde in eine Stiftung verwandelt.

*Schülerhort:* 1956 wurde auf unser Begehren hin der Schülerhort, der in früheren Jahren schon einmal existierte, neu eröffnet. Durch das großzügige Entgegenkommen des Stadtrates wurde die Schneiderzunft in kürzester Zeit zu einem hübschen Hort ausgebaut. Die Stadt stellte uns die Räumlichkeiten gratis inklusive Licht und Heizung zur Verfügung. Die Zahl der Hortkinder nahm rasch zu, so daß bald im neuen Heroldschulhaus die Räume, die dort für einen Hort schon vorgesehen, ausgebaut und bezogen werden mußten. Unsere Hortkinder finden nach der Schule im Hort die Geborgenheit, die ihnen leider in der Familie mangelt. Auch während der Ferien sind beide Horte stets geöffnet. Die Hortkommission setzt sich aus Vertreterinnen verschiedener Vereine zusammen, die auch finanziell mithelfen. Auch die Lehrerschaft und ein Fürsorger sind darin vertreten. Das Präsidium liegt auch da stets in den Händen der Gemeinnützigen.

*Freizeitbeschäftigung:* Die Kurse für Freizeitbeschäftigung, die wir während der letzten drei Jahre durchführten, waren wohl gut besucht, aber leider nicht von den Jugendlichen, die wir von Kino und Straße wegnehmen wollten. Gerade die jungen Mädchen zeigten für die äußerst vorteilhaften und lehrreichen Kurse sehr wenig Interesse. Wir entschlossen uns deshalb, diese wieder einzustellen.

*Dienstbotendiplomierung:* Jedes Jahr wird von einem unserer Mitglieder die Dienstbotendiplomierung durchgeführt. Dieses Jahr wurden 66 Angestellte zur Diplomierung angemeldet. Es gibt also auch in der heutigen Zeit noch treue Dienstboten, und es ziemt sich, daß diese gebührende Anerkennung finden.

Das 1905 vom Gemeinnützigen Frauenverein herausgegebene Bündner Kochbuch ist nun in seiner zweiten Auflage ausverkauft. Da die meisten der alten Rezepte mit der neuzeitlichen Ernährung nicht mehr übereinstimmen, verzichteten wir auf eine dritte Auflage.

Es warten unser aber auch viele temporäre Aufgaben, denen wir nach Möglichkeit nachkommen. Ich möchte einige davon anführen, so die Säuglingsberatung, bei der turnusgemäß während 3 Monaten zwei unserer Mitglieder helfen, dann die Blindensammlung und die Sammlung für das Alter, die Betreuung der geflohenen Ungarn, denen im Hort eine Ungarnstube eingerichtet wurde. Für die algerischen Kinder sammelten wir Pullover und Kleider. Während des Weltflüchtlingsjahres verarbeiteten wir von der Frauenzentrale zugeteilte Bettwäsche, die dann an die Flüchtlingsheime verteilt wurde.

Für die verunglückte Rita Nicolai organisierten wir einen Verkauf von selbstgebastelten Sachen. Der Stand auf dem Postplatz war den ganzen Tag belagert, und wir konnten dem armen verstümmelten Kind einen schönen Beitrag an seine teuren Prothesen überweisen.

Der Leiterin der Mütterwochen in Stels konnten wir von unseren Mitgliedern gestiftetes Bastelmaterial übergeben. Für die Aktion «Brot für Brüder» organisierten wir mit Hilfe aller protestantischen Frauenvereine einen Verkauf von Gebäck.

Mit Beiträgen unterstützen wir, außer Krippe und Hort, die Säuglingsberatung, die Rechtsberatung für Frauen, das Jugenddancing, die Stiftung Schweizer Hilfe und anderes mehr. Auch haben wir eine Patenschaft eines Auslandschweizerkindes übernommen. Die notwendigen Mittel dafür werden durch Sonderaktionen aufgebracht.



So bestehen also die heutigen Aufgaben des Gemeinnützigen Frauenvereins Hergiswil einerseits in der Aufsicht über die verschiedenen von ihm ins Leben gerufenen Institutionen, andererseits in der Fürsorge für überlastete Mütter, bedürftige Wöchnerinnen, behinderte Kinder und Jugendliche, betagte, gebrechliche Mitmenschen.

Die Sammlung für die *Winterhilfe* und die Verteilung ist ebenfalls seit vielen Jahren dem Gemeinnützigen Frauenverein anvertraut. Ebenso sind wir in der *Nidwaldner Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst* vertreten.

In der *Frauenkommission* der Schulgemeinde für das hauswirtschaftliche Bildungswesen sind alle vier Damen Mitglieder des GFV. In der *Kindergartenkommission* sind wir ebenfalls durch drei Frauen vertreten.

Der Krankenpflegeverein, vor kurzem umgetauft in «*Gönner der Krankenpflegekommission*», wird von einem Vorstandsmitglied des GFV präsiert. Der Posten der ständigen Gemeindegewester ist leider momentan vakant, ein Zeichen des allgemeinen Schwesternmangels. Dafür amtet eine junge Familienhelferin, die überall eingesetzt werden kann, wo eine Familie durch Abwesenheit oder Erkrankung der Mutter der häuslichen Fürsorge bedarf.

Unsere Vorbereitungen für die alljährliche *Weihnachtsgabenaktion* erstrecken sich über das ganze Jahr. Jede Woche kommen einige «Gemeinnützige» zusammen, um miteinander für die kleinen und großen Weihnachtspakete zu arbeiten.

Immer wieder melden sich freundlicherweise Mitglieder, die gratis stricken und nähen möchten, das Material hiezu aber vom Verein zu beziehen wünschen.

Für die Dorfkilbi am ersten Sonntag im Oktober und dem folgenden Montag ist eine *Wohltätigkeitsveranstaltung* geplant, im üblichen Rahmen wie seit vielen Jahren. 1960 konnten wir diesen sogenannten «Basar» im Gemeindehaus durchführen, das uns von den Behörden großzügig zur Verfügung gestellt wurde.

Am 29. Oktober 1961 konnten wir das *fünfzigjährige Bestehen unserer Sektion* feiern. Hatten wir zuerst an eine schlichte Feier mit der Ehrung der verstorbenen Gründerinnen und Mitglieder sowie der noch lebenden Mitglieder der Gründungsversammlung 1911 gedacht, so bereitete uns dann aber sozusagen die gesamte Bevölkerung mit Behörden und Vereinen eine wunderschöne Jubiläumsfeier. Als *Krönung des Tages* empfanden wir die Anwesenheit unserer verehrten Zentralpräsidentin, Frau *M. Humbert*. Es war eine große Ehre und freudige Überraschung, die sie uns mit ihrem Besuche zgedacht hatte. Ihre vom Geiste warmer Herzlichkeit getragene Ansprache hat sich den Zuhörerinnen und Zuhörern unauslöschlich eingeprägt.

Der traditionelle Vereinsausflug im Frühsommer ist für viele unserer Frauen das Ereignis des Jahres. Mit Autocars oder mit der SBB wird jedesmal ein anderes interessantes Stück Schweiz aufgesucht und entdeckt. Ein ganzer unbeschwerter Tag bietet den Frauen Gelegenheit zur wohlverdienten Entspannung und zum Gedankenaustausch in froher Gesellschaft.

Zum Schlusse möchte ich sagen, daß die Beziehungen des GFV als ältestem Frauenverein am Platze zu seinen Schwesternvereinen, dem Katholischen Frauenbund und dem Protestantischen Frauenverein, denkbar gut sind. Es ist das sicher erfreulich, besonders für innerschweizerische Verhältnisse, denen man gerne eine gewisse Engstirnigkeit nachsagt.

## Bericht des Frauenvereins Liestal

*abgelegt durch Frau Th. Spinnler-Oeri, gew. Präsidentin*

Im Jahre 1843, also vor 119 Jahren, ist in unserem damals noch kleinen Städtli, das erst zehn Jahre zuvor Hauptstadt des neugegründeten Kantons Basel-Land geworden war, der Wohltätige Frauenverein auf Veranlassung der Gemeinnützigen Gesellschaft gegründet worden. Aus ganz kleinen, bescheidenen Anfängen ist der Frauenverein die gemeinnützige Frauenorganisation geworden, die heute für Liestal noch ebenso unentbehrlich ist wie damals und aus unserer Gemeinde nicht wegzudenken wäre.

Grundlegend für seine Entwicklung sind die Statuten, die ihm von seinem damaligen Ortspfarrer Widmann, dem Vater des Dichters Joseph Viktor Widmann, gegeben worden sind. Es heißt: «1. Der Zweck des Frauenvereins ist Wohltätigkeit gegen Arme und Hebung der hiesigen Arbeitsschule. 2. Jeden zweiten Mittwoch versammelt sich der Verein in einem passenden Lokal, um für die Armen zu arbeiten. Die verfertigten Arbeiten werden auf zweckmäßige Weise verwendet. 3. Findet sich kein Gegenstand zur Beratung vor, wird etwas Passendes zur Belehrung und Unterhaltung vorgelesen.»

Wir wundern uns heute über die Geldbeschaffung von damals. Es heißt: «Jedes Mitglied verpflichtet sich, beim jedesmaligen Erscheinen im Verein  $\frac{1}{2}$  Batzen an die Kasse zu entrichten.» Es mußten darum in den folgenden Jahren immer wieder Lotterien zur Erlangung der nötigen Mittel durchgeführt werden.

Ganz wichtig und für unser heutiges Empfinden unglaublich ist eine weitere Bestimmung:

Präsident des Vereins ist der Pfarrer von Liestal, und er soll den Frauenverein vor der Gemeinnützigen Gesellschaft, mit welcher unser Verein in steter freundschaftlicher und gemeinsam wirkender Verbindung bleiben will, vertreten. Bis zum Jahr 1928 ist es so geblieben, daß der Pfarrer, sozusagen von Amtes wegen, das Präsidium des Frauenvereins führte. Im Ratszimmer des Rathauses fanden die vierzehntäglichen Zusammenkünfte statt, bis sie später ins Schulzimmer des Pfarrhauses verlegt wurden, wo sich noch heute die Frauen treffen. Regelmäßig alle vierzehn Tage erscheinen auch heute 20–25 Frauen zu den Sitzungen, an denen jedes zahlende Mitglied (es sind deren 493) das Recht hat, teilzunehmen und mitzuberaten. Durch dieses stete gemeinsame Beisammensein hat sich für unsern Verein eine Doppelaufgabe ergeben, die der Verfasser der Statuten wohl kaum vorausgesehen hat. Unsere Frauen genießen die gemütlichen Abendstunden und freuen sich, eine schöne Geschichte zu hören. Daß dabei fleißig gestrickt wird, brauche ich kaum zu erwähnen.

Der alljährliche gemeinsame Ausflug ist zur Tradition geworden. Die Fahrt durch unsere schöne Heimat wird gern verbunden mit einer Belehrung. Nach der großen Weihnachtsbescherung an die Bedürftigen versammeln sich die Frauenvereinsfrauen in größerem Kreis zur Adventsfeier, einer weihevollen, stillen Stunde.

Die ersten Jahrzehnte verliefen still und gleichmäßig. Bis 1927 lag die Aufsicht und teilweise Finanzierung der *Arbeitsschule* beim Frauenverein. Bis 1884 wurden sogar die Noten der Schülerinnen durch die Aufsichtsfrauen erteilt. Endlich fand aber der Präsident, es sei dies doch eher Sache der Lehrerinnen. 1927 fand der Über-

gang der Koch- und Haushaltungsschule an die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule der Gemeinde statt.

In der *Fürsorge für die Armen* wurden in den Anfangsjahren ganz kleine Beiträge ausgerichtet, über deren Bescheidenheit wir uns heute wundern. Es gab zum Beispiel Brotunterstützung von 70 Rp. die Woche, Wochensteuer 1 Fr., für 50 Rp. Spezerien, und noch 1877 erhält eine Witwe mit sechs kleinen Kindern 1 Fr. 50 pro Woche als Unterstützung.

Als Anno 1871 1500 Mann der Bourbaki-Armee in unserm Kanton interniert wurden, wurde für 500 Fr. Stoff gekauft. Diese Summe mußte für die Kasse ersetzt werden durch eine Sammlung der Mitglieder von Haus zu Haus.

1875 ergab sich die Notwendigkeit der Anstellung einer *Gemeindeschwester*. Der Frauenverein half bei der Gründung des Vereins der freiwilligen Krankenpflege, bei der er heute noch vertreten ist und dem er auch immer finanzielle Hilfe leistet. – Schon 1898 schloß sich der Liestaler Frauenverein dem Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein an. Ich glaube sagen zu dürfen, daß unsere Frauen dankbar sind für alle Anregungen, die sie immer wieder durch den Zusammenschluß erfahren.

Von 1899 bis 1952 erfolgte durch den Frauenverein Liestal die *Diplomierung treuer Hausangestellter* im Kanton. Leider mußte diese schöne Aufgabe der Frauenzentrale Basel-Land übergeben werden, da dieselbe als kantonale Organisation bessere Möglichkeiten zur Erfassung aller zu prämiierenden Hausangestellten hat.

Es ist selbstverständlich, daß während der Kriegszeit von 1914 bis 1918 und auch wieder von 1939 bis 1945 dem Frauenverein vermehrte Aufgaben zufielen.

Erfreulicherweise wurde 1939 die *Säuglingsfürsorge* an die Hand genommen. Diese untersteht heute noch dem Frauenverein.

Jahre hindurch hat unsere Rechnung mit Defiziten abgeschlossen. Auch wenn ein ansehnliches Vermögen vorhanden ist, darf dieser Zustand nicht ohne Bedenken hingenommen werden. Auf Legate und Zuwendungen – wie in früheren Zeiten – ist kaum mehr zu rechnen. Selbsthilfe ist der einzige Weg zur Mittelbeschaffung. Schon lange suchten wir nach einem passenden Lokal zur Eröffnung einer *Brockenstube*. In verdankenswerter Weise kam uns die Gemeinde entgegen und stellte uns im Keller eines Schulhauses einen Raum unentgeltlich zur Verfügung. Im Mai 1958 konnte unsere Brockenstube eröffnet werden. Alle vierzehn Tage steht sie an einem Abend offen. Eine kleine Unterkommission übernahm die Verantwortung und arbeitet seither mit großem Erfolg, ehrenamtlich, aber mit Freude und Befriedigung.

Diese schöne Mehreinnahme ermöglichte uns, eine neue Tätigkeit aufzunehmen. Seit 1959 leistet die *Heimhilfe für Betagte und Gebrechliche* gute Dienste und wird von allen Kreisen der Bevölkerung freudig begrüßt. Zahlende und Nichtzahlende halten sich wohl die Waage. Die Arbeit wird bis jetzt von sieben Helferinnen geleistet.

Eine sehr schöne Aufgabe ist dem Frauenverein 1952 übergeben worden. Eine kinderlose Frau hat den größten Teil ihres Vermögens testamentarisch in der Marie-Buser-Sauer-Stiftung festgelegt. Die Zinsen von rund 90 000 Fr. sollen jeweils an ihrem Geburtstag unter Witwen von Liestaler Bürgern verteilt werden. Der Vorstand des Frauenvereins ist Stiftungsrat. Ihm ist die schöne Pflicht erwachsen, die Gelder zu verteilen. Dafür, so heißt es im Testament weiter, sollen die Frauen des Stiftungsrates an diesem Abend das «Stiftungsmöhli» genießen.

Neben allen diesen Werken werden unsere Armen, für die wir, laut Statuten, in erster Linie eine Verpflichtung übernommen haben, nicht vergessen. Das ganze Jahr hindurch werden Gesuche für Buschiaussteuern, Bargaben, Lebensmittel, Erholungsaufenthalte für Mütter und Kinder bewilligt. Wenn möglich wird die Übergabe mit persönlicher Kontaktnahme verbunden.

Sehr reich fällt alle Jahre die *Weihnachtsbescherung* aus. Viele große Pakete werden zusammengestellt. Sie enthalten Bettwäsche, Wolldecken, Unterwäsche und alle die vielen Pullover und Socken, die in den Abendzusammenkünften gestrickt worden sind. Mit Bargaben denken wir an alleinstehende Frauen und ermöglichen ihnen damit die Erfüllung eines vielleicht schon lange gehegten Wunsches. Wir vergessen auch unsere ganz alten Mitbürger und Mitbürgerinnen nicht, die im kantonalen Altersheim den Lebensabend verbringen. Das sogenannte Spitalsäckli, das Guetzli, Konfitüre, Schokolade usw. enthält, macht große Freude.

Unser Frauenverein ist alt, im Geist aber jung geblieben. Ein Teil seiner Aufgabe ist noch derselbe wie vor 119 Jahren: Hilfe an die Bedürftigen und Anleitung zur Selbsthilfe, um ganze Hilfe zu werden. In nie geahnter Weise zeigt die Aktion «Brot für Brüder», wie modern der Wahlspruch des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins ist. Ihm sind wir auch für die Zukunft verpflichtet.



## Die Vermehrung der Geranien

Im August ist die beste Zeit, unsere Geranien zu vermehren. Auch im September bis November kann es gemacht werden und mit dem gleichen Erfolg, jedoch haben diese späten Vermehrungen im Winter viel mehr Mühe, um durchzukommen. Stecklinge machen wir nur von ganz gesunden, vollkommenen Pflanzen. Auf keinen Fall dürfen sie gelbe Punkte auf den Blättern oder sonst irgendein krankhaftes Aussehen haben. Alle diese Krankheiten würden sich auch auf die jungen Pflanzen übertragen und unsere Mühe in Frage stellen.

Als Stecklinge eignen sich kräftige, junge Triebe. Es ist nicht notwendig, daß wir die schönen Blütentriebe abschneiden, sondern wir nehmen junge Triebe, welche im Innern der Pflanzen erscheinen. Wir können auf zwei Arten vorgehen. Die Triebe werden mit einem scharfen Messer abgeschnitten. Mit den Herzblättern lassen wir vier Blattpaare stehen und schneiden 3 Millimeter unter dem letzten Blattpaar quer durch den Stengel. Die kleinen Nebenblättchen, welche bei jedem Blattansatz stehen, werden abgeschnitten. Bei der zweiten Art werden die Stecklinge nicht abgeschnitten, sondern abgerissen. Sorgfältig werden sie nach rückwärts gebogen, so daß sie leicht ausbrechen. An der Bruchstelle wird nicht geschnitten, einzig wenn ein längerer Hautstreifen mitkommt, wird dieser entfernt. Auch hier werden die Nebenblätter abgeschnitten.

Beide Arten stecken wir nun in Töpfe, in welche wir eine Mischung von Gartenerde und Sand, halb und halb, gefüllt haben. Die Stecklinge müssen gut halten, sollen aber nicht tief gesteckt werden. Hat es in den Töpfen für mehr als einen Steckling

Platz, können wir gut drei bis sechs pro Topf stecken. Die Töpfe werden nun an einem schattigen Ort im Garten aufgestellt, wo sie aber vor Schnecken geschützt sind. Sie sollen leicht feucht gehalten werden. Schon nach zwei bis drei Wochen haben sich die Stecklinge gut bewurzelt und werden im Oktober, wenn sie ins Haus eingeräumt werden, einzeln in 8–9-Zentimeter-Töpfe gepflanzt, in eine gedüngte, nicht zu leichte Komposterde. Im Winter dürfen diese Geranien nicht in den Keller gestellt werden, sondern sollen in einem hellen, nicht zu kühlen Zimmer stehen. Auf alle Fälle müssen sie trocken gehalten werden. H.O.

## 56. Jahresbericht der Gartenbauschule für Töchter, Niederlenz

*pro 1961/62*

1. *Schülerinnen.* Am 10. April 1961 wurde die 1. Klasse mit 13 Schülerinnen eröffnet. Die Abschlußexamen fanden am 23. März 1962 statt; alle 8 Schülerinnen konnten mit dem eidgenössischen Fähigkeitszeugnis ausgezeichnet werden. Es sind dies:

Achermann Elisabeth	Laubi Sabina	Ritter Monica	Thomet Elisabeth
Dimmler Susanne	Polacek Elfriede	Schmutz Marie	Vital Annatina

2. *Lehrerschaft.* Herr Musikdirektor E. Schmid, Lenzburg, sah sich gezwungen, auf Beginn des Schuljahres 1961 den Gesangsunterricht in andere Hände zu legen, weil ihn verschiedene Verpflichtungen so in Anspruch nahmen, daß ihm eine Entlastung geboten schien. Wir sind dem scheidenden Lehrer zu großem Dank verpflichtet; er hat es nicht nur verstanden, die Schülerinnen mit einem wertvollen Liedgut bekanntzumachen, sondern es war ihm ebenso daran gelegen, sie in die unvergänglichen Werke abendländischer Musik einzuführen. In besonderer Erinnerung bleiben der Kommission und den Schülerinnen die durch Herrn Schmid mit viel Feinsinn gestalteten Weihnachts- und Examenfeiern.

Auf Ende des laufenden Schuljahres tritt Herr W. Basler, Sekundarlehrer, Niederlenz, nach 20jähriger Tätigkeit als Lehrer für Geschäftskunde zurück. Man ist versucht, vom Ende einer eigentlichen «Ära Basler» zu sprechen, denn Herr Basler prägte in seiner feinen, verhaltenen, aber äußerst gründlichen und intensiven Art diesem Unterricht seinen ganz persönlichen Stempel auf. Die recht guten Leistungen der Schülerinnen in den geschäftskundlichen Fächern an der Lehrabschlußprüfung sind weitgehend sein Verdienst. Die Kommission dankt Herrn Basler herzlich für seine außerordentlich geschätzten, langjährigen Dienste.

3. *Veranstaltungen. Schulreise.* Sie wurde vom 4. bis 6. Juli 1961 durchgeführt und erschloß den Schülerinnen eine prächtige Walliser Landschaft (Brig–Bettmeralp–Riedereralp–Aletschwald–Eggishorn).

*Vorträge.* Lichtbildervortrag: «Entwicklung der Gartenkunst» (Herr W. Riesler, Meilen). Lichtbildervortrag: «Kochkunst» (Herr Dir. Scharpf, Zürich).

Literaturvorträge: «Romulus» von Fr. Dürrenmatt, «Andorra» von Max Frisch, «Brigitta» von Stifter, «Das Leben von S. Hämmerli-Marti» (von Fräulein Dr. R. Schmid, Seminar, Aarau), «Das Leben Schuberts und seine Werke» (von Herrn H. Bertschi, Niederlenz). Verschiedene Diskussionsabende mit Bezug auf die Bibel (von Herrn Pfarrer Meier, Niederlenz).

*Exkursionen.* Besuch der Gärtnerei Haller in Rüfenach. Besuch der Gärtnerei Zulauf in Schinznach-Dorf. Besuch des neuen Versuchsgartens von Samen Vatter in Allmendingen bei Bern. Besuch der Stadtgärtnerei Bern. Besuch der Konservenfabrik Hero in Lenzburg. Besuch der Schweizerischen Leinenindustrie in Niederlenz. Besuch der Müllkompostverwertung in Turgi.

4. *Anschaffungen.* Für die Gärtnerei wurden 40 Frühbeetfenster sowie ein Gestell für einen Fensterblock angeschafft.

5. *Gaben.* Die Gartenbauschule durfte im laufenden Jahre in besonders reichem Ausmaß Zeichen der Wertschätzung entgegennehmen. Frau und Herr Hänni in Uster finanzierten die verbesserte Heizung im Rosenblock und die Anschaffung von 850 Rosenpflanzen. Frau Hänni organisierte überdies in Uster einen Rosentag zugunsten unserer Schule, um mitzuhelfen, einen vorübergehenden finanziellen Engpaß zu überwinden. Insgesamt kamen uns auf diese Weise gegen Fr. 8000.— zu. Für diese Geste spontaner Hilfsbereitschaft sei Frau und Herrn Hänni herzlich gedankt.

Aus einer ungenannt sein wollenden Erbschaft ging der Schule ein Legat von Fr. 2500.— zu; die Hero-Konservenfabrik in Lenzburg ließ uns Fr. 100.— überweisen. Auch diese Spenden seien bestens verdankt.

6. *Erhöhung der Kantons- und Bundesbeiträge.* Nachdem die finanzielle Lage der Schule im Laufe der beiden vergangenen Jahre prekär geworden war, sahen sich der Vorstand des SGF und die Betriebskommission veranlaßt, Bund und Kanton um eine vermehrte Finanzhilfe anzufragen. Eine staatliche Kommission durchleuchtete den Finanzhaushalt der Schule gründlich und kam zum Schluß, daß die Weiterführung der GBS ohne zusätzliche staatliche Hilfe nicht denkbar sei, nachdem sich eindeutig gezeigt hatte, daß sich die Führung der Schule, des Konvikts und des Gartenbaubetriebes durch vorbildliche Sparsamkeit auszeichnet. Eine Änderung des Finanzierungsmodus erlaubte dem Bund eine spürbare Erhöhung seiner Beiträge. In erfreulicher Aufgeschlossenheit erhöhte auch der Große Rat des Kantons Aargau, anläßlich der Budgetberatung, den Staatsbeitrag an unsere Schule von Fr. 3000.— auf Fr. 10 000.— jährlich. Dadurch dürfte die Weiterexistenz unserer Schule einmal mehr gesichert sein, um so mehr als sich die Aargauer Behörden der Einsicht nicht entzogen, daß die GBS eine durchaus nützliche und kaum ersetzbare Aufgabe im Rahmen der beruflichen Ausbildung unserer Töchter zu erfüllen vermag.

Für die Betriebskommission: Der Präsident: *Dr. P. Schaub*

#### *Jahresbericht 1961 des Gartenbaulehrers*

Das vergangene Jahr brachte der Schule verschiedene Neuerungen. Zuerst wurde uns vom Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein eine Bodenfräse «Simar» geschenkt. Da dieses Jahr sehr wenig Schülerinnen waren, war uns die Fräse eine große Hilfe, dank welcher wir, vor allem im Frühling, mit den wenigen Schülerinnen die Arbeit bewältigen konnten. Es ist kaum zu denken, wie wir ohne diese Fräse den Acker hätten anpflanzen können.

Schon im Vorsommer wurde uns von Herrn und Frau Hänni, Uster, versprochen, daß im Gemüseblock, in welchem wir bis jetzt im Sommer Tomaten und Chrysanthemen gepflanzt hatten, die Heizung eingerichtet werde, damit Rosen angepflanzt und getrieben werden können. So pflanzten wir noch Tomaten an, während

wir für die Chrysanthemen einen neuen Platz suchen mußten. Mit Patentstützen der Firma Gysi konnte über zwei Kasten ein Fensterblock aufgestellt werden, in welchem die Chrysanthemen ausgepflanzt werden konnten. Dank dem warmen Herbst sind keine Chrysanthemen erfroren, doch zeigt sich schon jetzt, im Frühjahr, daß der Block ohne Heizung sehr schlecht genützt werden kann. Im großen Block wurde die Heizung sehr spät, im November, gemacht, worauf wir den Boden rigolten und Mist einarbeiteten. Die Rosen erhielten wir erst an Weihnachten, sie konnten am 8. und 9. Januar gepflanzt werden. Es sind 860 Stück der Sorte «Carol», eine kleinblumige, sehr gesuchte, rosa Schnittrose. Jetzt, Ende März, sind bereits die ersten Knospen sichtbar. Die neue Heizung im Block befriedigt noch nicht ganz. Dieser Mangel sollte im kommenden Jahr behoben werden können.

Der Verkauf der Topfpflanzen war auch dieses Jahr befriedigend. Der Verkehr mit der Blumenbörse Zürich war gut.

Wie auch im Vorjahr wurden auf dem Acker wenig Kohl und Kabis gepflanzt. Trotz den nassen Sommermonaten war das Gemüse dank dem warmen und trockenen Herbst gut ausgereift und in guter Qualität vorhanden.

Wegen der kleinen Schülerzahl im Frühling konnten nur wenig Selleriesetzlinge gemacht werden, dafür wieder 60 000 Kohlsetzlinge. Versuchsweise wurden für die Firma Samen-Mausser Sommerastern für die Samengewinnung angepflanzt. Wieder trug der warme Herbst dazu bei, daß der Samen gut ausgereift und der Erfolg befriedigend war. Daneben wurden für die Firma Altdorfer, Samen, Zürich, verschiedene Sortenversuche durchgeführt.

Die Obsternte war im Berichtsjahr sehr unterschiedlich. Während allgemein infolge des kalten Frühjahrs eine schlechte Befruchtung stattgefunden hatte und die Bäume leer standen, hatten wir an zwei Bäumen sowie an verschiedenen Spalieren Vollernte zu verzeichnen.

Im vergangenen Winter konnten dank der großen ersten Klasse sämtliche Reparaturarbeiten durchgeführt werden. Auch konnten wieder einmal die Bäume und Sträucher geschnitten werden, was nach den verschiedenen Schneedruckschäden des verfloßenen Winters besonders nötig war.

*Hcb. Ochsé*

## Veska-Basar

Es darf wohl angenommen werden, daß die *Schürzenspenden* nach Feriensluß ihren Weg nach Zürich finden. Dürfen wir noch einmal auf diesen Verkauf hinweisen, dessen Ertrag invalidem Pflegepersonal zukommt. Der Basar findet am 5./6. Oktober 1962 in Zürich statt. Im «Zentralblatt» und an der Jahresversammlung ist darüber orientiert worden.

Wir rufen deshalb nur noch kurz in Erinnerung: Die Zürcher gemeinnützigen Frauen führen Buffet und Schürzenstand durch. Die Schürzen sollten bis zum 20. *September* adressiert werden an «Veska», Haushaltungsschule, Zeltweg 21a, Zürich 32. Auch kleine Stoffsäcke, Große Viertelbriefbogen, sind erwünscht. Da diese aber noch zu füllen sind, sollten sie bereits am 15. *September* eintreffen.

Auch Geldspenden sind willkommen.

Wir danken herzlich all denen, die dieser Bitte Folge geben können. *M.H.*

## KURHAUS Bad Pfäfers



Erfolgreiche **Behandlung**  
gegen **Rheuma,**  
**Zirkulationsstörungen,**  
**Lähmungen, Unfallfolgen,**  
**Erschöpfungszustände**

Prospekte und Auskunft durch  
Dir. O. Lenz Tel. (085) 9 12 60  
Leitender Arzt: Dr. med. W. Zinn

**VORBEUGEN UND HEILEN**

### Hotel Hirschen Sursee

empfeilt sich den verehrten Frauenvereinen  
bestens. Große und kleine Lokalitäten.  
Prima Küche. Große Dessert-Auswahl.  
Tel. 045 4 10 48 **M. Wüest**

Gönnen auch Sie sich  
eine heilende Badekur  
im gepflegten

**Solbad Schützen**  
**Rheinfelden**

Tel. (061) 87 50 04



## Gesteigertes Wohlbefinden

werden Sie empfinden, wenn Sie täglich 3 gehäufte Eßlöffel PIONIER-Reiskeime essen. In Joghurt, Birchermüesli, Milch und Fruchtsäften eine Delikatesse. PIONIER-Reiskeime enthalten u. a. 24,70% hochwertiges **Keimöl**, 8,26% (sehr viel) **Mineralstoffe**, ferner die **Vitamine B<sub>1</sub> und E**.

Schon nach wenigen Wochen werden Sie sich frischer, leistungsfähiger, jünger fühlen und auf die PIONIER-Reiskeime nicht mehr verzichten wollen. 250 g Fr. 1.50 m. R., in Reform- und Diätgeschäften.

### PIONIER-Reiskeime



## Weißburger

...die Quelle mit der großen Auswahl  
...das geschätzte Tafelwasser

## Die gute Leitung

gibt dem gemeinnützig geführten alkoholfreien Restaurant und Hotel Gepräge und Ansehen. Praktische und theoretische Ausbildung durch die **Vorsteherinnenschule Zürich**

Freie Station und steigende Barvergütung schon während der Lehrzeit. Diplom. Für Bewerberinnen mit Erfahrung kurze Einführung möglich. Stellen in der ganzen Schweiz. Auf Anfragen mit Angaben über Alter und bisherige Tätigkeit sendet gerne Prospekte und individuelle Auskunft:

**Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften**  
Hauptbüro Dreikönigstraße 35, Zürich 2

## Composto Lonza



Dieses bewährte Mittel verwandelt Gartenabfälle, Laub und Torf rasch in ein ausgezeichnetes Humusmaterial. Composto Lonza dient den Rottebakterien, welche die Abfälle zersetzen, als Nahrung; es neutralisiert die sich entstehenden Säuren und fördert die Bildung von gutem Dauerhumus mit krümelnden Eigenschaften.

**Abfälle- und Laubkompost.** Jede Schicht von etwa 10 cm sofort nach dem Ausbreiten mit ca. 200 g Composto Lonza (ca. 1/2 Konservenbüchse) pro Quadratmeter überpudern. Trockene Abfälle werden vorher angefeuchtet. Kleine Zugaben von Torf erhöhen Gehalt und Wert des Kompostes.

**Torfkompost.** 1 Ballen Torf zerkleinern, gut wässern und 5 kg Composto Lonza nebst 1/2 Karrette alten Kompostes oder Gartenerde zur Impfung mit Kleinlebewesen beimischen. Torfkompost, ein vorzüglicher und zudem preiswerter Humuspender, ist nach 1 bis 2 Monaten gebrauchsfertig.

**LONZA**

## Die Alkoholfreien Gaststätten unserer Sektionen

empfehlen sich allen Mitgliedern für

### Ausflüge - Zusammenkünfte - Sitzungen - Aufenthalte - Mahlzeiten

- BADEN:** Restaurant **Sonnenblick**, Haselstraße 6, Tel. (056) 2 73 79
- BURGDORF:** Restaurant **Zähringer**, Rütchelengasse, Tel. (034) 2 35 64
- LANGNAU i. E.:** Alkoholf. Rest. z. alten **Amthaus**, Bernstr. 10, Tel. (035) 2 1965
- LUZERN:** Alkoholf. Hotel-Rest. **Krone**, Weinmarkt 12, Tel. (041) 2 00 45  
Alkoholf. Hotel-Rest. **Waldstätterhof**, Zentralstr. 4, Tel. (041) 29166
- RAPPERSWIL:** Alkoholf. Restaurant **Volksheim**, Tel. (055) 2 17 98, 2 16 67
- ROMANSHORN:** Alkoholf. Volksheim **«Schloß»**, Schloßberg, Tel. (071) 6 30 27
- ST. GALLEN:** Alkoholf. Restaurant **Habsburg**, Burggraben 26, Tel. (071) 22 20 28
- SOLOTHURN:** Alkoholf. Gasthaus **Hirschen**, Hauptgasse 5, Tel. (065) 2 28 64
- STEFFISBURG:** Alkoholf. Hotel-Rest. z. **Post**, Höchhausweg 4, Tel. (033) 2 96 16
- THUN:** Alkoholf. Hotel-Rest. **Bären**, Marktgasse 7, Tel. (033) 2 59 03  
Alkoholf. Hotel-Rest. **Thunerstube**, Bälliz 54, Tel. (033) 2 99 52
- Sommerbetriebe: Alkoholf. Restaurant **Schloß Schadau**, Tel. (033) 2 25 00  
Alkoholf. **Strandbad-Restaurant**, Tel. (033) 2 37 74